

Zur Behandlung der Robinson-Erzählung

Autor(en): **Staub, Jacob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **22 (1936)**

Heft 23

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-539906>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

den ganzen Sommer hindurch der Fall ist. Blätter, die nämlich stellenweise kein Chlorophyll haben, sog. panachierte Blätter einiger Gartenpflanzen (Ahorn, Blattbegonie), sind an den betreffenden Stellen rein weiss. Es sind aber sehr wahrscheinlich die plasmatischen Abbauprodukte, die eine so weitgehende Entfärbung verursachen. Damit der Abtransport der Stoffe möglichst lange aufrechterhalten werden kann, bleiben die Gefässbündel des Blattstiels mit der Sprossachse dauernd in Verbindung und die Bildung des Narbengewebes erfolgt vom Parenchym aus. Die Gefässbündel reissen dann leicht ab und ein Korkhäutchen verschliesst die Wunde dauernd.

Durch den Laubabwurf sind auch die übrigbleibenden Stoffe des Blattes dem Baume nicht ganz verloren, denn die Pilze und Bakterien sorgen dafür, dass die Blätter rasch in Fäulnis übergehen und so dem Baum als Dünger dienen können. Deshalb gedeihen Wälder jahrhundertlang in ungebrochener Kraft, da ein steter Kreislauf der Stoffe den Nährstoffgehalt des Bodens nicht verarmen lässt.

D. B e g r ü n d u n g : Um die Betrachtung noch vollends abzurunden, wird im freien Unterrichtsgespräch nach Gründen für das merkwürdige Verhalten der sommergrünen Gewächse gesucht. Da wird es nicht fehlen, dass man die einjährigen Pflanzen, die ihre Winterruhe als Samen verbringen, dann die mehrjährigen Stauden, die unterirdisch überwintern und die Holzpflanzen herausfindet, welche sich aus zwei Gründen des Laubes zu entledigen haben: 1. Da im

Winter die Zufuhr von Wasser durch den oft gefrorenen Boden unmöglich wird, müssen die stark verdunstenden Blätter abgeworfen werden. Da kann man auf die lederartigen Blätter der Stechpalme verweisen und auf die kantigen, harzreichen Nadeln der Tannen. Auch bei diesen wintergrünen Pflanzen findet ein Laubwechsel statt, der aber allmählich erfolgt. 2. Die belaubten Bäume würden bei Schneefall allzuviel unter Schneebruch zu leiden haben, wie dies ja hie und da eintritt bei späten Schneefällen im Frühling, wenn die Baumblüte oder der Laubausbruch schon erfolgt ist. Sie müssten sich mit viel stärkerem Astwerk ausrüsten, sollten sie die Schneelast tragen. Selbst Tannen, auf deren Nadeln wenig Schnee haftet, leiden oft an Schneebruch.

Schliesslich darf man noch darauf hinweisen, dass selbst in den Subtropen unsere Obstbäume zeitweilig ihr Laub verlieren und in ein Ruhestadium eintreten. Auch wenn wir im Frühherbst junge Obstbäume in die Gewächshäuser verbringen, verlieren sie ihr Laub. Wollte man Zweige, die in der Winterruhe im November und Dezember sich befinden, zum Leben erwecken, dann wäre dies in diesem Stadium der Vorruhe nicht möglich. Also ist die Winterruhe nicht bloss ein von aussen aufgedrängter Zustand, sondern auch in einem inneren Lebensrhythmus der sommergrünen Bäume begründet, der wohl durch eine jahrmillionenalte äussere Einwirkung auf die Wachstumsperioden zu einer vererbten Lebensgewohnheit geworden ist.

Rorschach.

Dr. H. Weber.

Zur Behandlung der Robinson-Erzählung

Jedes Jahr erfreuen sich die Drittklässler am Robinson. Dem Lehrer ist diese Kapitelfolge wohl auch angenehm, weil sich soviel Interessantes daran anknüpfen oder vergleichen lässt. Noch kein Jahr verging, ohne dass die Schüler gefragt hätten: Ist das eine w a h r e

Geschichte? Was konnte geantwortet werden? Etwa: Es sei wirklich vor mehr als 200 Jahren — im Jahre 1704 — ein englischer Seefahrer namens Alexander Selcraig oder Selkrik, der mit dem Kapitän Streit bekommen hatte, zur Strafe von diesem auf eine un-

bewohnte Insel namens „màs a tierra“, welche zur Juan Fernandez-Inselgruppe gehört, ausgesetzt und allein zurückgelassen worden. Dieser Mann musste mehr als 4 Jahre und 4 Monate wie ein Gefangener allein auf der Insel wohnen, bis er dann von einem engl. Kapitän, Woodes Roger, wieder aufgefunden und nach Europa zurückgebracht wurde. Man kann sich denken, dass dieser in so langer Zeit, wo er sich ohne jede fremde Hilfe durchs Leben schlagen musste, viele Leiden und Entbehrungen erlebt hat. Das musste interessant sein, diesen Mann erzählen hören, wie er sich ernährte, kleidete, wie er wohnte, verschiedentliche Gefahren zu bestehen hatte. Ein englischer Schriftsteller, Daniel de Foe, hat nun diese Erlebnisse zu einer Geschichte verfasst. Statt des richtigen Namens gab er dem „Helden der Erzählung“ den Namen „Robinson“. Er hat sicher auch, wie es bei den Schriftstellern Brauch ist, manches geändert, dazu erfunden und erdichtet. Schon vor 100 Jahren gab es mehr als hundert verschiedene Bearbeitungen des Robinson. Was nun an all dem, was im Lesebuch steht, sich wirklich genau so zugetragen hat, wissen wir nicht. Das Wesentlichste wird schon stimmen, zumal in dieser Darstellung nichts steht, was unnatürlich oder unmöglich erscheint.

Soweit konnte ich Auskunft geben. Den meisten Kollegen wird es nicht besser gegangen sein. Die Erlebnisse des Robinson erscheinen den Kindern als etwas wirklich Hartes, Bitteres, vielleicht einzig dastehend. Deshalb muss man wohl beifügen, dass ähnliche Schicksale schon Tausende von Menschen durchmachen mussten, nur verschieden in Ort und Zeit, Dauer und Umständen. Wie mancher Fischer oder Forscher hat auf Inseln oder unbewohnten Gegenden lange, vielleicht auch jahrelang verlassen sein müssen, fast Unsagbares gelitten. Die meisten sind ein Opfer der Entbehrungen geworden, sie starben verlassen, ohne dass sie jemandem von ihrem Leiden erzählen konnten. Ich „er-

gatterte“ vor Jahren in einer Zeitung eine Erzählung, welche die Robinsongeschichte prächtig ergänzt und vertieft, ja in eine ganz neue Beleuchtung stellt und ihre Wirkung nie verfehlt. In der Annahme, sie könne auch weitem Kreisen dienen, sei sie hier in für diesen Fall passender Form wiedergegeben:

Im VII. und VIII. Kapitel des Werkes eines Spaniers: Carci Lasso de la Vega, das im Jahre 1609 unter dem Titel „Comentarios Reales de los Incas“ erschien, wird über das Unglück des Pedro Serrano berichtet, das dieser auf einer Seefahrt von Cartagena nach Habana erlitt, indem das Schiff in der Nähe der später nach ihm benannten Insel „La Serranilla“ strandete. Serrano konnte sich nur dank seiner vorzüglichen Tüchtigkeit im Schwimmen retten. Die Insel, auf die er sich rettete, hatte im Umfang etwa 11 km (vergleiche deine Wohngemeinde). Es war eine Sandinsel, auf der kein Gras, kein Baum wuchs. Nicht einmal Steine waren dort, nur Schwemmsand. Auch fehlten natürlich Quellen. Denkt euch, wie viel schlimmer war er dran als Robinson. Wir können uns sicher keinen Begriff machen von der Verzweiflung, die Serrano erfasst haben mag, als er seine Lage erkannte. Er fand nicht wie Robinson Kokosnüsse, Hasen, Rebhühner, hatte keine Ziegen, die ihm Milch schenkten. Was konnte denn er essen? Einzig Krabben, Granatkrabben und Muscheln, die ans Land stiegen oder angeschwemmt wurden. Was trinken, da doch das Meerwasser salzig und nicht trinkbar ist? Zum Glück hatte Serrano gewohnheitsgemäss im Gürtel ein Messer getragen, das er auch beim Schiffbruch trug. Mit diesem Messer konnte er den Schildkröten, die er auf den Rücken legte, die Kehle durchschneiden und das Blut austrinken. Das war das einzige Mittel, um sich vorerst vor dem Verdurstenden zu retten. Zum grossen Glück regnete es oft, und er stellte die Rückenschalen der Schildkröten als Wasserschalen auf. Es fasste eine etwa 23 Liter. Wie gerne hätte er Feuer gehabt, um das Fleisch nicht

immer roh essen zu müssen. Er war auch ein heller Kopf und wusste, dass man mit Stahl und Stein Feuer schlagen kann. Stahl hatte er am Messer, wo aber Kiesel? Er musste ins Meer hinaus schwimmen, tauchte und fand Kieselsteine. Woher Zunder? Von einem Fetzen seines Hemdes löste er eine Anzahl Fäden. Und nach vielen zuerst misslungenen Versuchen gelang ihm endlich, Feuer zu machen. Seine Freude daran ist sicher noch grösser gewesen, als diejenige des Robinson. Nun hiess es auch für ihn, das Feuer nähren. Er tat es mit angeschwemmten Holzstücken und Meergras.

Damit Wind und Regen das Feuer nicht auslöschten, erstellte er aus den Schildkröten-schalen ein Dach. Die Kleidung? Während Robinson sich Kleider aus Hasenfellen machen konnte, hatte Serrano diese Möglichkeit nicht. Wegen der Luftfeuchtigkeit, Regen und Hitze, verfaulten ihm die wenigen Kleidungsstücke, die er trug, und es wuchs ihm am ganzen Körper das Haar derart, dass die Haut das Ansehen eines Pelzes bekam. Bei stehender Sonnenglut konnte er nirgends an den Schatten als unter die Schildkrötenschalen und ins Wasser tauchen. Monate und Monate lebte er in dieser Entbehrung. Er sah mehrmals Schiffe vorbeifahren; aber alle Rächlein, die er als Hilferufe aufsteigen liess, waren vergeblich, entweder sah man sie nicht, oder die Schiff-fahrer wagten wegen der Klippen nicht näher heranzukommen. Serrano wünschte in der Verzweiflung den Tod herbei, damit sein Leiden ein Ende nehme. Nach drei Jahren kam auch Serrano zu einem Kameraden. Ein Schiff erlitt in der Nähe Schiffbruch, und ein guter Schwimmer konnte sich gleich ihm retten. An einem Brett anklammernd, wurde er gerade dort ans Land gespült, wo Serrano frühmorgens ein Rächlein entfacht hatte. Als sich die beiden sahen, ergriff beide höchstes Staunen. Serrano glaubte ein Gespenst zu sehen, und der neue Inselbewohner

glaubte in Serrano den wahrhaftigen Teufel zu erblicken, da er voller Haare war und kaum mehr einem Menschen glich. Jeder fürchtete den andern. Pedro rief: Herr, rette mich vor dem Teufel! Als der andere ihn hörte, rief er ihm zu, er solle sich nicht fürchten, auch er sei ein Christ. Aber Pedro glaubte es ihm nicht, bis der andere mit lauter Stimme das „Credo“ zurief. Jetzt kehrte Serrano zurück und umarmte weinend seinen Schicksalsgenossen. Ein jeder erzählte dem andern von seinem Unglück. Dann gab Serrano seinem Kameraden zu essen und zu trinken und tröstete ihn. Sie einigten sich, sich gegenseitig Tag und Nacht in der Arbeit, besonders im Unterhalt des Feuers, zu teilen. Wahrscheinlich ist es ihnen aber doch einmal ausgegangen. Die beiden bekamen wegen ungenügender Ueberwachung des Feuers miteinander Streit. Heftige Vorwürfe führten beinahe zu Tötlichkeiten. Einige Zeit trennten sie sich, bis sie die Torheit einsahen und sich wieder versöhnten. Sie lebten nun noch weitere vier Jahre in treuer Schicksalsverbundenheit miteinander. Jedesmal, wenn sie ein Schiff sahen, liessen sie Rauchschwaden aufsteigen. Weil alle Mühe vergeblich war, verzweifelten sie fast. Endlich — für Pedro nach sieben Jahren — kam ein Schiff näher, beobachtete sie und setzte ein Fahrzeug aus. Beide beteten laut das Credo, damit die Matrosen glaubten, dass sie es mit Menschen zu tun hätten, trotz ihres Aussehens. Das Fahrzeug nahm sie aufs Schiff, und die Besatzung hörte mit Staunen ihre Berichte an. Serranos Begleiter starb auf dem Heimweg nach Spanien. Er selber machte sich auf zum Kaiser, der damals gerade in Deutschland weilte. Seinen Haarwuchs liess er einstweilen als Zeuge seiner Entbehrungen stehen. Er sträubte sich aber, sich als Schaustück Geld zu erwerben. Einige Wohltäter ermöglichten ihm die Reise. Als der Kaiser ihn gesehen und gehört hatte, bedachte er ihn mit einer Rente von 4000 Pesos, oder in der heutigen Kaufkraft mit 12—15,000 Franken Serrano

schnitt sich nun die Haare. Nur den Bart liess er bis zur Hüfte stehen. Er wollte sich nach Panamá begeben, um in den Genuss der

Rente zu kommen. Aber — o Tragik — er starb auf dem Wege!

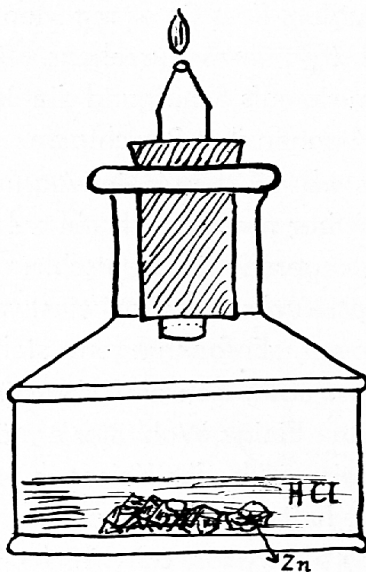
Kirchberg (St. G.)

Jacob Staub.

„Die Herstellung einfacher Schülerapparate“

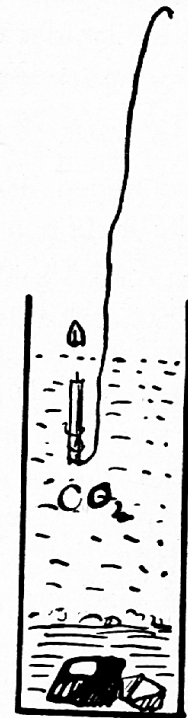
Die Arbeit, Seite 914, veranlasst mich zur Beschreibung einiger weiterer Massnahmen der Art, die zeigen sollen, wie man mit primitiven Mitteln in der Volksschule auskommen kann.

Zur Gewinnung von Wasserstoff verwende ich ein einfaches Tintenfass, in dessen Verschlusskork ein zugespitztes Glasröhrchen, wie man sie zur Füllung des Füllfederhalters braucht, eingelassen ist. Einige Zinkkörner werden ins Tintenfass getan und dieses zu etwa einem Drittel mit Salzsäure gefüllt. Rasch entwickelt sich Knallgas, das man bei so kleinem Volumen ruhig durch Anzünden bei offenem Tintenfass feststellen kann. Hierauf wird der Kork mit dem Glasröhrchen aufgesetzt und ein Weilchen gewartet, bis reiner Wasserstoff dem Röhrchen entströmt, worauf er angezündet wird, nicht ohne zur Vorsicht das Tintenfass mit einem Lappen umwickelt zu haben. Die schwachleuchtende Flamme brennt heller, sobald etwa ein Streichholz oder irgend etwas Brennbares in sie gehalten wird.



Herstellung von Wasserstoff

Kohlensäure wird auf die einfachste Weise hergestellt, indem man Kreide oder Marmor-, eventuell Kalkstücke in einem Glaszylinder (Konservenglas) mit Salzsäure über-



Salzsäure
Kalkstücke

giesst. Währenddem die Kerze im leeren (luftgefüllten) Glas beliebig lang brennt, erlischt sie in der schweren Kohlensäure sofort, und die Kerze zeigt das allmähliche Steigen des entstehenden Gases an. Das Ueberlaufen der Kohlensäure kann am leichten Nebel, der in der Schulzimmerluft entsteht, gezeigt werden. Kohlensäure wirkt erstickend und ist schwerer als Luft. In der Limonade wirkt sie erfrischend.

Kehren wir den Glaszylinder um und stülpen ihn über eine brennende Kerze, so erlischt sie bald, sobald sie die 21% Sauerstoff der Luft verbraucht hat. Stand die Kerze auf Wasser, so steigt es und füllt zirka einen Fünftel des Glases aus, nachdem sich die erwärmte Luft im Glase abgekühlt hat. Die